

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 135.

Samstag, 10. Juni.

1916.

(29. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

Von Hans Becker (Wiesbaden).

In ihrer niedergedrückten Stimmung schreckte sie das: Was mochte geschehen sein, das Haus sah aus wie ausgestorben? Sie trat einige Schritte bis in die Mitte der Straße zurück und sah an dem Gebäude hinauf: Vielleicht hatte sie sich getäuscht, es war sonst um diese Zeit alles erleuchtet, der Aufgang, die Etage, in der die Tartakows wohnten, auch die Wohnung des Generals, die bald nach seinem Tode von neuen Mietern bezogen war — aber alles dunkel, nur ganz oben aus einem Fenster der Bohnung ihrer Mutter schimmerte durch den herabgelassenen Vorhang ein schwaches Licht.

Vera schüttelte langsam den Kopf und trat auf die Haustür zu, sie wollte schnell, wie sie sich das zur Gewohnheit gemacht, wenn sie zur Mutter ging, an der Loge des Portiers vorüber, der hatte auch nie eine Frage an sie gerichtet, zu wem sie wollte, vielleicht hatte er sie trotz des dichten Schleiers erkannt, heute jedoch trat er heraus und sprach sie an:

„Sie wollen in den vierten Stock, seien Sie vorsichtig, es ist auf allen Treppen finster, die elektrische Beleuchtung hat plötzlich versagt, der Hausknecht ist schon fort, um einen Arbeiter zu holen, der nachsehen soll.“

Vera hörte schon nicht mehr, was der Mann sprach, sie schritt schnell durch das Treppenhaus.

Eine so einfache Sache: die elektrische Beleuchtung hatte versagt, und sie Grauen empfunden vor dem toten Dunkel des Hauses. Das waren ihre kranken Nerven, die sie in jeder einfachen Begebenheit Schreckenisse sehen ließen.

Nun erklärte sich auch, warum gerade in der Wohnung der Mutter ein schwaches Lichtschein zu sehen war: bis dahin reichte die elektrische Beleuchtung nicht, die Mutter sah wie immer bei der Petroleumlampe.

Als Vera die erste Etage erreicht, hörte sie von oben herab Schritte, die ihr entgegenkamen, sie blieb stehen und wollte in der Nische des Vorplatzes warten, bis der Weg frei geworden, da erkannte sie in dem ihr Entgegenkommenden ihren Bruder.

Vor der Eingangstür zur Tartakowschen Wohnung blieb er stehen, er schien zweifelhaft, ob er dort eintreten oder weitergehen sollte, seine Hand hatte sich schon erhoben, um auf die elektrische Glocke zu drücken, er zog sie jedoch schnell wieder zurück, als er hinter sich Geräusch hörte. Vera war vorgetreten und hatte leise seinen Namen gerufen: „Sergei.“

Trotz der Dunkelheit hatte auch er sofort die Schwester erkannt und streckte ihr die Hand entgegen: „Du gehst zur Mutter, du warst lange nicht hier, ich habe eine Stunde bei ihr gefessen, die Ärmste ist jetzt so einsam.“

Vera fühlte aus seinen Worten einen Vorwurf heraus: Es war schon so, in der unseligen Stimmung, in der sie sich befunden, in der fiebernden Erwartung auf Nachrichten von Orlovsch, der zweisehnden Hoffnung auf die Wiederkehr Boris, war sie fortgeblieben, erst heute, als ihr der Advokat jede Hoffnung genommen,

als sie gefühlt, daß sie nicht zurück in ihre Einsamkeit konnte, um rastlos mit ihren Gedanken im Zimmer umherzulaufen, hatte sie Sehnsucht empfunden, die Mutter zu sehen.

Auf Sergeis Worte antwortete sie nicht, womit hätte sie sich auch verteidigen sollen, sie fühlte keine Gegenwart in diesem Augenblick als etwas so Tröstliches, das sie nicht durch Erklärungen stören wollte, sie legte die Arme um seinen Hals und schmiegte sich an ihn. So standen sie eine Weile, gewahrten auch nicht, daß die Tür der Tartakowschen Wohnung vorsichtig geöffnet wurde und jemand herauspähte.

„Warum kommst du denn nie, verstehst du nicht, daß ich mich nach dir lehne, daß ich verzweifeln in meiner Einsamkeit, hast du mich nicht ein bißchen mehr lieb? Denke doch, wie unglücklich ich bin.“

Ohne nachzudenken, hatte sie das gesagt, nur um ein paar gute Worte von ihm zu hören — sie erinnerte sich nicht daran, daß der Bruder nicht wußte, wie es mit den Aussichten auf die Erbschaft stand, daß alles vorbei war.

Das war aus ihrem Gedächtnis verwischt, jetzt im Augenblick des frohen Gefühls ihn wiederzusehen.

Sie schmiegte sich fester an ihn, wie suchend vor allem, was sie durchgemacht und was ihr noch bevorstand. Wie sie es in den Kinderjahren getan, wenn sie ein Schmerz bedrückte.

Wie ein Liebespaar standen sie, und für ein solches hielt sie wohl auch der Mann, dessen Kopf sich jetzt nochmals vorsichtig in der Türspalte zeigte — plötzlich ein Knall, ein ausblühender Feuerschein, ein Aufschrei Veras, dem ein Aufschlachen, das wie das eines Wahnsinnigen klang, antwortete — vor Sergei, der die umstürzende Schwester aufrechtzuerhalten suchte, stand der Mann der Tartakowa:

„Habe ich euch ertappt, Ehebrecher — wollt ihr jetzt noch leugnen?“ Die Worte erstarben ihm auf den Lippen, als er sich niederbeugend, Vera erkannte. Nicht seine Frau war es, die er zu töten geglaubt, eine Fremde, oder doch nein, keine Fremde, die Schwester seines Feindes, die seit lange verschwunden, lag vor ihm.

Er stürzte fort und riß die Tür hinter sich zu. Inzwischen war es im Hause lebendig geworden, aus den Türen des ersten und zweiten Stockwerks kam man, durch den Schuß aufgeschreckt, heraus, auch der Portier war eilig die Treppe heraufgelaufen.

„Was ist geschehen, wer hat geschossen?“

Ohne eine Erklärung zu geben, deutete Sergei auf die vor ihm zusammengesunkene Gestalt:

„Meine Schwester, hilf mir, sie nach oben tragen, alles andere später.“

Oben in der Wohnung der Mutter legte Sergei Vera auf das Bett und begann gleich mit der Untersuchung, den Portier hatte er fertigeschickt: er würde zu ihm kommen und ihm Bescheid geben, er solle sich ruhig verhalten.

Die Mutter stand fassungslos am Bett und schluchzte vor sich hin. Vorher, als sie auf das stürmische Klirren die Tür geöffnet und den leblosen Körper Vera erkannt, war sie in die Knie gesunken und hatte laut gekammert. Nur mit Mühe hatte sie Sergei beruhigen können:

„Hilf mir, Mutter, es ist wohl nichts Ernstes, ich muß schnell nachsehen, da, nimm die Decken vom Bett, so, öffne ihr das Kleid, sie muß eine bequeme Lage haben“, und indem er die Mutter so zu beschäftigen und an einem neuen Ausbruche lauten Schmerzes zu verhindern strebte, hatte er selbst schon alles getan, sich über Vera gebeugt, um nach ihrem Herzschlag zu hören und die Wunde zu untersuchen.

Einige Minuten verstrichen, dann richtete er sich auf:

„Gott sei Dank, nur ein Streifschuß an der rechten Schulter, sie lebt, sie wird leben — jetzt wollen wir sie ordentlich betten, ich werde sie verbinden, such' Leinen hervor, bring' Wasser, ich bleibe bei ihr.“

Frau Tschersassowa hörte nur, das eine: Sie lebt, sie wird leben — sie drängte alles Fragen zurück und brachte, was Sergei verlangte, half ihm auch, so gut es ihre zitternden Hände erlaubten.

Vera war aus ihrer Bewußtlosigkeit erwacht:

„Wo bin ich, was ist mit mir geschehen?“

Sergei strich ihr sanft über die Stirn:

„Halte dich ruhig, ein Unglück — später erfährst du alles, ich laufe nach der Apotheke und bin gleich zurück.“

Als Sergei fort war, schloß Vera wieder die Augen. Es war ihr so wohl, der Bruder, die Mutter bei ihr, alles Denken, jedes Verlangen von ihr gewichen, nur so müde fühlte sie sich, daß sie auf die Fragen der Mutter nicht antworten konnte, und als diese sah, daß die Tochter wieder einzuschlafen schien, schlich sie leise aus dem Zimmer, setzte sich in die Küche und steckte sich eine Zigarette an: Was wohl geschehen sein mochte, Sergei hatte nichts sagen wollen, immer von neuem kam Unheil über die Tochter, sollte Gott sie strafen? Aber wofür, was hatte das Kind denn getan? Darin fiel ihr die Tante ein: Was würde die zu der Sache sagen, wenn sie davon hörte. Mitteilen müßte man es ihr doch, sie war doch eine Verwandte, die einzige, die sie noch hatten — wenn Sergei zurückkam, wollte sie gleich mit ihm beraten. Wenn nur im Hause nicht schon herumgelauscht wurde — vielleicht wußte man schon alles, mehr wie sie selbst, wo Sergei so lange blieb, sie mußte doch auch erfahren, was geschehen war.

Sie stand auf und ging wieder zu Vera ins Zimmer zurück, blieb jedoch erschrocken an der Tür stehen, als sie die Tochter sprechen hörte: „Boris, verzeih, ich war unsinnig, Boris, sieh mich nicht so drohend an, hörst du, tu das nicht, ich habe bereut“ — dann versuchte sie die Kranke aufzurichten, fiel jedoch mit einem Wehlaut in die Kissen zurück und schien wieder die Besinnung verloren zu haben. Sie lag jetzt still, und als die Mutter näher zum Bette trat, hörte sie, wie schnell der Atem ging, sah, wie das Gesicht tief gerötet war.

Endlich kam Sergei, die Mutter berichtete ihm. Er trat schnell zu Vera hin und stößte ihr einige Tropfen der mitgebrachten Medizin in den halbgeöffneten Mund:

„Fieber, aber es hat nichts zu bedeuten, ich bleibe die Nacht hier. Angstige dich nicht, in ein paar Wochen wird alles wieder gut sein. Komm ins andere Zimmer, die Tür kann offen bleiben, aber wir wollen sie jetzt nicht stören. Ist die Köchin zu Hause — noch nicht — sobald sie kommt, laß mir ein Glas Tee machen.“

„Aber Sergei, sprich doch endlich, was ist denn geschehen, wie ist das alles gekommen?“

Sergei überlegte, was er sagen sollte. Den Mann da unter ihnen anzuklagen, widerstrebt ihm, der hatte aus Eifersucht, im Wahnsinn gehandelt, hatte seine eigene Frau oder ihn töten wollen. War er nicht im Rechte, sollte er das freventliche Spiel, das hinter seinem Rücken getrieben wurde, dulden, durfte er sich nicht rächen?

Auf dem Wege zur Apotheke, als er sich wie ein Verbrecher an der Tür der Tarakowschen Wohnung vorbeigeschlichen, hatte er nachgedacht: Durfte das so weitergehen, mußte er nicht ein Ende zu machen suchen — dann war ihm wieder in den Sinn gekommen, daß Olga jetzt wohl allein mit dem Kranken, vielleicht in Gefahr sei und schnell entschlossen, war er umgekehrt und hatte Einlaß verlangt. Die Jose, die geöffnet, hatte ihm jedoch gesagt, daß Olga Petrowna noch nicht zurückgekehrt sei, wohl erst spät kommen würde, der Herr sich schlafen gelegt habe. Da hatte er ihr befohlen, ihn zu rufen, wenn die gnädige Frau käme und nach ihm verlangen sollte, er bliebe die Nacht oben in der Wohnung bei seiner Mutter.

Der Mutter gab er eine kurze Erklärung: Auf der dunklen Treppe — sie hätte ja wohl davon durch die Köchin gehört, daß die Beleuchtung versagt — Frau Tschersassowa schüttelte den Kopf, sie hatte nichts davon gewußt — sei der Mann der unten wohnenden Künstlerin, der stets einen Revolver bei sich trage, weil er sich — er leide' an Verfolgungswahnsinn — vor allen Menschen fürchte, gestolpert, der Revolver sei seiner Taube entfallen und losgegangen, die Kugel hätte Vera gestreift.

Frau Tschersassowa rang die Hände:

„Mein Gott, mein Gott — welch Unglück hätte geschehen können. Nun sag', Sergei, ist Vera außer aller Gefahr, weißt du das bestimmt, soll man nicht noch einen —?“ sie wurde verlegen, sie hatte sagen wollen: „Soll man nicht noch einen Arzt zuziehen?“ — sie hatte sich noch immer nicht an den Gedanken gewöhnt, daß ihr eigener Sohn ein tüchtiger Arzt sei, das schien ihr so unfassbar, wie sollte das möglich sein, woher hatte er das: sein Vater war doch Beamter, in ihrer Familie nie ein Gelehrter gewesen.

Sergei kannte diesen schwachen Glauben der Mutter an sein Wissen, hatte auch nicht versucht, ihr eine andere Überzeugung beizubringen, es war eben die alte Geschichte mit dem Propheten, der in seinem Vaterland nichts gilt, im Kreise der Familie, wenn diese Familie nicht auf der Höhe der Bildung steht, noch weniger — was sollte er daran rühren.

„Wenn du glaubst, Mutter, aber sei überzeugt, es ist so, wie ich dir gesagt. Der Fall ist kein schwerer, ein paar Tage Wundfieber, Vera wird auch noch phantastieren, ein zwei Wochen Bettruhe, dann hoffe ich, daß alles vorüber ist.“

Frau Tschersassowa sah gedankenvoll dem Rauch der Zigarette nach, den sie tief atmend eingeatmet und jetzt wieder von sich stieß — immer, wenn sie etwas überlegte, wenn sie sich sorgte oder Zweifel hatte, fand sie bei der Zigarette Beruhigung.

Sie blickte Sergei aufmerksam ins Gesicht und als sie wahrnahm, daß ein schmerzlicher Zug darin stand, tat ihr leid, was sie gesagt. Kränken hatte sie ihn nicht wollen — sie legte schnell ihre Hand auf seinem Arm:

„Daß nur, Sergei, wir wollen bis morgen warten“

— zögernd kam das heraus, beinahe hätte sie gesagt: „Ich will versuchen, die Ungewißheit bis morgen zu ertragen“ — statt dessen fügte sie hinzu: „Aber die Tante mußt du morgen gleich benachrichtigen, sie ist doch unsere einzige Verwandte, damals im Streit von uns gegangen, man muß sie beruhigen“ — dann als Nachsatz: „Wenn es doch mit Vera schlimmer stehen sollte, sie darf doch nicht unverhört mit der Tante —“

Sie wurde unterbrochen; die Köchin, die inzwischen zurückgekommen, öffnete die Tür und rief Sergei: „Die Jose aus der ersten Etage sei da, der Herr möchte doch schnell herunterkommen.“

Die Mutter fuhr auf:

„Geh nicht, Sergei, wer weiß, was dir geschieht. Die Leute bringen uns nur Unglück: Bei ihnen hat Vera den General kennen gelernt, heute nun diese Geschichte — du gehst auch so oft dort hin, man erzählt sich schon allerlei hier im Hause, ich habe neulich die Köchin mit einer anderen Magd auf der Treppe zischeln gehört — geh' nicht, dich erwartet Unglück.“

„Das ist alles Geschwätz, Mutter, du weißt, ich habe den Mann behandelt, vielleicht ist ihm etwas zugestoßen, der Unfall hat ihn wohl erregt, ich darf meine Hilfe nicht versagen.“

Er befreite sich sanft von der Mutter Hand, ging noch einmal zu Vera ins Zimmer, überzeugte sich, daß diese jetzt schlief, und eilte die Treppe herunter.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Geschichten aus Kitcheners Werbezeit. Das Geschick hat Kitchener, dem Mann der Überraschungen, dessen Laufbahn sich in so jähen Sprüngen und Gegensätzen vollzog, einen überraschenden Abgang von der Lebensbühne bereitet. Das fühle Wellengrab, das er gefunden, hüllt seinen Tod in romantische Dämmerung, nachdem seine Tätigkeit im Weltkrieg den Ruhm und Glanz seines Namens bereits immer blasser und blasser hatte werden lassen. Der „Sieger von Omdurman“, der am Nil, in Indien und in Südafrika dem britischen Weltreich die größten Erfolge errungen und den seine Verehrer als englischen Nationalhelden neben Nelson und Wellington feierten, hat auf der Höhe seines Lebens gezeigt, daß er nicht der geniale Mensch war, der im großen Augenblick das Große selbstverständlich vollbringt. Er war keine echte Herrschernatur, die Krieg nur um des Friedens willen führt, sondern er war ein Condottiere, der den Krieg um des Kriegs willen liebte, der nichts Höheres kannte als Gewalt und Unterdrückung, der den Menschen als Maschine benutzte. Kitchener wird vielleicht als die stärkste Verkörperung jenes brutalen britischen Machtwillens fortleben, der alles Seelische und Ideale nicht achtet und der uns Deutschen in tiefster Seele fremd ist. So gewinnt es einen tieferen Sinn, daß er als Kriegsminister die militärische Organisation Englands im Weltkrieg leitete, und daß seine Stellung um so mehr an Einfluß und Macht verlor, je deutlicher sich zeigte, wie die groben Mittel, die Kitchener in den Kolonialkriegen rücksichtslos angewendet, an dem Siegeswillen eines um seine Freiheit kämpfenden Kulturvolkes scheitern mußten. Der schweigsame Kitchener hat selbst einmal in einer seltenen Anwendung von Bekenntnisdrang einem Vertrauten während des Marsches auf Khartum gestanden, daß der Wunsch und Wille zu befehlen, Leidenschaft und Ziel seines Lebens sei. Ehrgeiz war die Triebfeder seines Wirkens; ihm hat er alles andere geopfert. Wenn er einen Plan zur Ausführung übernehme, sagte er, so verwandele er sich in eine Maschine, deren Motor sein Gehirn darstelle und deren Räderwerk alle Untergebenen in Gang halten müsse. So waren ihm denn die Menschen auch stets nur Teile einer Riesenmaschine; Teilnahme, Dankbarkeit, menschliche Regungen existierten nicht für ihn; selbst für die Frauen hat der Mann mit dem kalten blauen Auge, dessen Basiliskenblick hart und starr war, mit dem buschigen Schnurrbart, der einen grausamen Mund verdeckte, nie Verständnis besessen; duldete er doch sogar nur ungern verheiratete Offiziere um sich. Wie sein Gesicht mit den groben und gewöhnlichen Zügen stets etwas von einer Maske hatte, so schien auch sein Wesen, als er zur Macht gelangt war, zielbewußte Ruhe, eiserne Entschlossenheit. Seine Werbezeit aber, in der er sich langsam und zäh emporarbeitete, zeigt im Gegensatz dazu eine beständige Unrast, ein Ein- und Herschwanfen, ein leidenschaftliches Suchen nach Befriedigung seines Ehrgeizes. So ist seine Beteiligung am deutsch-französischen Krieg eine plötzliche Laune, der er nachgab, weil seine Eltern damals in Frankreich in Dinan wohnten. Der junge englische Offizier hofft, im französischen Heer weiterzukommen; er tritt in das zu Dinan gebildete Mobilmgardenbataillon ein, nimmt an den Schlachten bei Orleans teil, aber eine Lungenentzündung überfällt ihn, und er muß, ohne Vorbeeren errungen zu haben, nach England zurückkehren. Das Leben in der Garnison wird ihm langweilig und unerträglich; er zerbricht sich den Kopf, wie er wohl eine bessere, seinen Ehrgeiz befriedigende Beschäftigung finden könnte, und seine Ruhmsucht läßt ihn sogar als Schauspieler sein Glück versuchen. Auf der Kriegsschule und bei Auffüh-

rungen in der Familie hatte er ein hübsches komisches Talent bewiesen, und so glaubte er, daß ihm auf der Bühne der Weg zur Unsterblichkeit winkte. Aber er hatte kein Glück dabei, und der Theaterdirektor, bei dem er sich ausbilden ließ, gab ihm den Rat, lieber bei seinem alten Beruf zu bleiben; da werde er es immerhin noch weiter bringen. Nun sah Kitchener wieder mißvergnügt bei seinem Regiment und grübelte nach, wie er sich auszeichnen könnte. Er suchte nach einem Spezialgebiet und verfiel auf die Photographie, deren Anwendung auf militärische Zwecke damals in England noch etwas Neues war. Zugleich beschäftigte er sich mit Geographie, um seinem brennenden Wunsch, die Welt kennen zu lernen, wenigstens theoretisch zu genügen. Diese Vereinigung von Photographie und Geographie lenkte denn auch die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten auf ihn. Er wurde einer Militärkommission beigegeben, die nach Palästina ging, um dort photographische und geographische Aufnahmen zu machen, und blieb nun 12 Jahre lang in Arabien und im Sudan, lebte mitten unter den wilden Stämmen und verschaffte sich jene Kenntnisse des Wüsten- und Kolonialkriegs, die die Grundlage für seine Erfolge schufen.

„Ungarische Napsobie“ im Feldlager. Die Liebe zur Musik, die den Ungarn mehr als jedem anderen Volke angeboren ist und bei jung und alt, arm und reich gleich lebhaften Ausdruck findet, ist auch für die ungarischen Soldaten charakteristisch, die sich selbst im vordersten Kampfgebiet nicht von ihren Nationalinstrumenten zu trennen vermögen. Ein kleines Stimmungsbild, das in knapper, aber eindrucksvoller Form die musikalischen Freuden in einem ungarischen Feldlager schildert, entwirft Ernst Szép im nächsten Heft der „Schaubühne“. Eine Truppe ungarischer Soldaten ist nach heißem Kampftag und anstrengendem Marsch in ihr Feldlager heimgekehrt, der Abend senkt sich auf das Land herab, und dies ist die Stunde, in der die Liebe zur Heimat in nationalen Reisen sehnsüchtigen Ausdruck findet: „Ein Korporal hat seinen Tarogato, die alte ungarische Hirtenflöte, mitgenommen und spielt bei Anbruch der Abenddämmerung stets Kuruzenlieder. Ein Soldat ist im Besitz einer Rundharmonika, der er im Schützengraben die Reizen des Alföldes entlockt. Dem Leutnant B. trägt das Gepäcksferd auf dem Rücken eine Geige nach. . . . Des Abends spielen im Lager zuweilen drei oder vier Streichinstrumente gleichzeitig. . . . Ein Landstürmer bläst die Schalmei. Ein anderer Soldat versteht sich darauf, seinen langen Weisstift als Musikinstrument zu benutzen. Er hält ihn mit der linken Hand an die Zähne, klopft ihn mit der rechten und weiß dierfür jedes Lied hervorzubringen. Im Quartier der Kraftfahrer befindet sich ein Piano, das niemals ruht. Der Hauptmann hat sogar irge dwo einen schönen kleinen Wertekasten erworben, den er nun dreht. Manchmal wird trompetet oder die Trommel geschlagen. Dann ertönt ein Horn, Soldaten begleiten die Rinderherde des Regiments. Die Sirenen der Kraftwagen kreischen. Die Leutnants und Wachtmeister pfeifen. Die Höhlen läuten mit ihren Glöckchen. Alle Musik des Lebens ist hier versammelt, erinnert, sehnt sich und träumt.“

Nikita im Exil. „In Merignac, einem kleinen Dorf in 5 Kilometer Entfernung von Bourdeaux“, so schreibt ein Berichterstatter des „Daily Chronicle“ über einen Besuch im französischen Exil des Königs Nikita von Montenegro, „in der Nähe der Landstraße, steht ein kleines Schloßchen am Ende einer schattigen Kastanienallee. Man würde achseln daran vorbeigehen, wenn nicht die Schar von Neugierigen, die von morgens bis abends vor der Gitterpforte des Hauses steht, die Aufmerksamkeit erregte. Vor zwei Monaten wurde dieses vergessene Schloßchen plötzlich zum Gegenstand des lebhaftesten Interesses der Dorfbewohner, da bekannt wurde, daß der aus seinem Lande vertriebene König Nikita hier vorläufig dauernden Aufenthalt nehmen würde. Bald darauf sah man verschiedene Lastautomobile ankommen, die Einrichtungsgegenstände für die Wohngemächer enthielten, und schließlich kam Nikita selbst, begrüßt mit Flaggen und Ansprachen. Und jetzt hat das vergessene Dörfchen Merignac seinen König! Noch immer haben sich die bieberen Bayern nicht über dieses Ereignis beruhigen können, und stets trifft man vor der Kastanienallee einige Leute, die offenen Mundes die montenegrinischen Wachtposten in ihren fremdartigen blauen Uniformen bewundern. Auch ich pilgerte von Bourdeaux nach Merignac hinaus, um den vertriebenen König

aufzusuchen. Als ich in das Schloß geführt wurde, saß Nikita gerade zwei Malern, aber er brach sofort die Sitzung ab und begann mit mir eine Unterhaltung in französischer Sprache. Er erging sich in melancholischen Betrachtungen über das Unglück, das sein Land betroffen hat, er sprach von der furchterlichen Beschädigung des Lowtschen und klagte darüber, daß seine Regierung ihn schlecht beraten habe. In jedem Wort, das dieser einsame König sprach, fühlte man eine tiefe Traurigkeit. Das Schicksal hat ihn sichtlich gealtert. Er hatte nicht mehr die energischen Bewegungen, die man früher an ihm kannte, und auch die Sicherheit des Auftretens war von ihm genommen. Die reiche montenegrinische Kleidung, blau mit goldenen Schnüren, wirkte als merkwürdiger Gegensatz zu der Erscheinung dieses alten, bedrückten Mannes. Drei Tage später, es war das Datum eines serbischen Nationalfeiertages, kam ich wieder in das Schloß von Merignac. Aus Anlaß der serbischen Feier waren Mitglieber der montenegrinischen und der serbischen Kolonie aus Paris bei Nikita zu Gaste geladen, und alle diese Kinder vom Feinde besetzter Länder standen erwartungsvoll in dem Saal, bis endlich der König eintrat, gefolgt von der Königin und den Prinzessinnen Kenia und Vera. Der König setzte sich nach kurzer Ansprache in einen Armstuhl, und die Königin blieb aufrecht und starren Blickes neben ihm stehen. Wieder einmal mochten die beiden an alle die Bilder des Schreckens denken, die sie vom heimatlichen Boden vertrieben, bis sie in Frankreich eine Raststätte fanden."

Vom Pfingstochsen. Der Pfingstochse ist im deutschen Sprichwort zu einem wenig schmeichelhaften Symbol menschlicher und besonders weiblicher Eitelkeiten geworden, und er ist dabei wenig galant an die Stelle der „Pfingstbräut“ gesetzt worden, der reichgeschmückten „Maienkönigin“, die beim festlichen Umzug zur Feier des Frühlingsbeginns in der Pier junger Blüten und bunter Bänder den anderen voranschritt. „Aufgepuht wie eine Pfingstbräut“, so lautete zunächst der Ausdruck, der die allzu reiche Ausstattung einer jungen Dame bezeichnen sollte, und erst später ist daraus das „Aufgedonnert wie ein Pfingstochse“ geworden, dessen berbe Schlagkraft rasch Volkstümlichkeit erlangte. Der wadere Wiederkehrer kommt aber sehr zu Unrecht zu dieser geringschätzigen Bezeichnung, denn seinen Schmud trug er und trägt er zu Pfingsten nach uraltem heiligem Brauch, als einen Nachklang altgermanischer Götterverehrung, dessen tieferer Sinn freilich völlig verloren gegangen war, so daß man nur noch das Wunderliche und Lächerliche des bunten Aufpuges sah. Das Bekränzen und Schmücken des Viehes beim festlichen Pfingstaustrieb auf die Weide ist ja ein weitverbreiteter Brauch, der durchaus nicht auf den Ochsen beschränkt ist. Jede Magd setzte früher ihren Stolz darin, ihre Kuh am Morgen des Pfingstionntages, an dem sie als erste auf der Weide sein wollte, recht prächtig auszustaffieren. Auch die Pferde wurden von den Hütejungen mit Blumenkränzen behangen und reich mit jungem Grün geschmückt. Bei Ludwigshafen am Rhein erhielten sogar die Hunde ein pfingstliches Kleid aus Blumen, in dem sie durch Dorf und Feld geführt werden, und die Gänse, die man vielerorts am Pfingstmorgen zuletzt mit lautem Hallo und Peitschenknallen austrieb, waren ebenfalls mit jungem Frühlingsgrün geziert. Die höchste Auszeichnung wird freilich dem Ochsen zugebracht; er wird in manchen Gegenden nicht nur mit Kränzen und Strohgirlanden, sondern auch mit Perücken, Tüchern, Bändern, ja sogar mit einem Strohhut ausgepuht und dem ganzen Zuge vorangeführt. Die altgermanischen mythologischen Vorstellungen, die dieser Sitte zugrunde liegen, sind bereits von Jakob Grimm betont, von Simrod und Kubn dann des weiteren ausgeführt worden. Das Hind war besonders dem Wotan heilig, der als Gott des Ackerbaues und der von ihm unzertrennlichen Viehzucht vorzugsweise durch Rindopfer geehrt wurde. Der feierliche Umzug des Fastnachtsochsen wie des Pfingstochsen ist daher als ein alter Opferbrauch aufzufassen. Die ganze Frühlingsfeier der alten Deutschen, in deren Mittelpunkt Wotan der Frühlingsgott stand, gipfelt in diesem Opfer, das ihm dargebracht wurde. Aus dieser hohen Bedeutung, die der Pfingstochse für den alten Germanen besaß, lassen sich die mannigfachen Zauberwirkungen erklären, die man dem Schmud des Zuchstieres wie des Viehes überhaupt zuschrieb. Die Tiere werden dadurch gleichsam unter den Schutz der Gottheit gestellt; vielfach bestand der Glaube, daß

die Kränze und Gräser, mit denen das Vieh geziert war, ihnen als Nahrung besonders dienlich seien. Der Pfingstochse fraß also sein Ehrenkleid, so weit es genießbar war, auf und wurde dadurch kräftiger und schöner als zuvor. Aber nicht nur sein Schmud ward in höchst prosaischer Weise verwendet, sondern häufig auch er selbst. Der alte Opferbrauch lebt in der Sitte fort, daß der Pfingstochse, nachdem er mit allen Ehren durch die Straßen des Dorfes und um die Feldmark geführt worden war, zum Pfingstfeste geschlachtet und als köstlicher Braten verzehrt wurde. Allmählich ward die Verehrung des Wotan-Stieres, die auch in den Bullenkämpfen zu Pfingsten noch zum Ausdruck gekommen war, völlig vergessen, und die Schmückung des Pfingstochsen sank zu einer gewöhnlichen Geschäftsreklame herab. Im Braunschweigischen war die Sitte in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts zu einer Spekulation der Schlächter herabgesunken, die damit Kunden für einen fetten Festbraten anlocken wollten. Ein paar Tage vor Pfingsten führten Schlächtergesellen stattliche blumenbekränzte, an den vergoldeten Hörnern mit Girlanden blumenbekränzte, an den gewaltigen Dämm und Peitsche-geknoll durch die Straßen; vor den Häusern der guten Kunden hielt der Zug, der erste Geselle ging ins Haus, um auf das schöne Stück Vieh aufmerksam zu machen, und erhielt ein buntes Taschentuch geschenkt, das er dem Ochsen am Horn befestigte. Diese vielen bunten Tücher und Bänder ließen ihn nun besonders „aufgedonnert“ erscheinen. So ward der Brauch mehr und mehr zu einem Mißbrauch und verschwand schließlich vielerorts völlig. In Schöningen ward der Pfingstochse 1877 zum letztenmal durch die Straßen der Stadt geführt. Ein Fleischer beging den Betrug, an Stelle des schönen Ochsen, den er seinen Kunden gezeigt hatte, eine magere Kuh zu schlachten und ihr Fleisch als Pfingstochsenbraten zu verkaufen. Dadurch entstand ein Aufruhr, der den Pfingstochsen dort für immer verschwinden ließ. Ähnliche Vorfälle haben auch anderwärts das altgermanische Opfertier um den letzten Rest von Ansehen gebracht.

O. K. Persönliches von Quanschikai. Die Persönlichkeit des verstorbenen chinesischen Präsidenten wurde während seiner kurzen Regierungszeit so oft und in so verschiedener Weise besprochen, daß es schwer hielt, ein klares Bild von dem Manne zu gewinnen, den man in China eine Zeitlang den „Mann des Schicksals“ nannte. Aber wie immer Freunde und Feinde aus politischen oder persönlichen Gründen über Quanschikai urteilten, in einem Punkte waren sie sich einig, daß es sich um einen sowohl in seinen Ansichten wie in seiner Lebensführung höchst eigenartigen Mann handelte, in dem sich eiserne Entschlossenheit und zugleich verblüffende Geschmeidigkeit und Schlaueit vereinten. Außerlich sah Quanschikai keineswegs imponierend aus. Er war kräftig und unterseht, mit sehr energischen, etwas verbissenen Zügen, aber durchaus nicht von großem oder auffallendem Wuchs. Quanschikai bewahrte in allen Lebenslagen eine außerordentliche Ruhe; er erledigte eine ungeheure Menge von Arbeiten, ohne sich dabei auch nur einen Schritt von seinem Platz zu entfernen. Darum wurde in seiner Umgebung seine körperliche Trägheit nahezu sprichwörtlich. In dieser Beziehung war er völlig Orientaler, er empfand niemals den Wunsch nach Bewegung in freier Luft. Er gewöhnte sich so an die sitzende Lebensweise, daß er sich sogar in seinem Hause aus einem Zimmer in das andere in einer Sänfte von vier Trägern befördern ließ. Auffallend war, daß dieser Mann, der ängstlich jede überflüssige Bewegung vermied, von morgens bis abends geradezu einen Wolfshunger entwickelte. Während die meisten hohen Beamten in China wenig kompakte Nahrung zu sich nehmen und sich nur mit besonderen Voredereien abzugeben pflegen, liebte Quanschikai die grobe Bauernkost, wie sie in seiner Heimatssproving Honan gebräuchlich war. Ungeheure Mengen dieser Bauernkost — Makkaroni, Schweinefleisch und grobgebakenes Brot — verschwanden täglich in seinem Magen. Die Familie Quanschikais ist weit verzweigt, er besaß über ein Dutzend Frauen und 28 Söhne und Töchter. In seiner geraden, oft fast brutalen Art hatte Quanschikai für Komplimente und höfisches Zeremoniell nichts übrig, weswegen er allgemein den Beinamen eines groben Mannes erhielt. Aber seine unpadende Energie sorgte dafür, daß niemand in seiner Umgebung oder in seiner Familie sich ihm zu widersetzen wagte.